

Aktuell. Detailliert. Fundiert.

Wirtschaft Konkret Nr. 419



EULER HERMES
Kreditversicherung

Der Charakter der Wissensgesellschaft

Möglichkeiten, Herausforderungen, Grenzen

Inhalt

419 Der Charakter der Wissensgesellschaft

3	Editorial	10	Der Charakter der Wissensgesellschaft	17	Was auf die Menschen zukommt
4	Auf dem Weg in die neue Welt	10	Drei wichtige Erkennungsmerkmale	17	Die neue Organisation im Betrieb
5	Was ist eine Wissensgesellschaft?	12	Demokratisierung des Wissens	18	Vielfältige Formen der Arbeit
6	Wirtschaft im Wandel	13	Erfahrungen werden schnell wertlos	18	Kasten: Vorbilder im hohen Norden
7	Ein kontinuierlicher Prozess	14	Ohne Internet geht es nicht	19	Herausforderung lebenslanges Lernen
8	Ehrgeizige Ziele der Europäischen Union	14	Von Gutenberg zum Internet	20	Firmen wollen investieren
9	Tradierte Strukturen lösen sich auf	15	Wissen als Massenware	21	Wo Deutschlands Zukunft liegt
		16	Wie Information zu Wissen wird	22	Weiterführende Literatur und Links

Impressum

„Wirtschaft Konkret“ ist eine Veröffentlichung der Euler Hermes Kreditversicherungs-AG, Friedensallee 254, 22763 Hamburg.

Verantwortlich: Hans Joachim Kasperski, Euler Hermes Kreditversicherungs-AG. **Redaktion:** Rainer Hupe Kommunikation, Hochallee 77, 20149 Hamburg.

Layout: Type Art Team Detlef Rögner GmbH, Kieler Straße 1, 25451 Quickborn.

Informationen nach bestem Wissen, jedoch ohne Gewähr. Nachdruck (auch auszugsweise) nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Stand: April 2008

Editorial



Leben in der Wissensgesellschaft

Ein Schlagwort wird Realität

Spätestens seit die Regierungschefs der Europäischen Union pünktlich zur Jahrtausendwende der Gemeinschaft das hehre Ziel verordneten, binnen zehn Jahren zum führenden wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt zu werden, ist der Begriff „Wissensgesellschaft“ ein Schlagwort der politischen und gesellschaftlichen Diskussion. Populärer ist allenfalls die „Globalisierung“. Ob das politisch verordnete Ziel tatsächlich erreicht wird, ist eher fraglich. Dass sich Wirtschaft und Gesellschaft der reifen Industrienationen in eine Richtung bewegen, die mit dem Schlüsselwort beschrieben wird, lässt sich allerdings nur schwer bezweifeln.

Natürlich war Wissen selbst in antiken Gesellschaften entscheidend für ökonomischen und sozialen Fortschritt. Aber niemals zuvor hat es wohl eine solch zentrale Rolle für Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen gespielt, ganz besonders in der globalisierten Welt und insbesondere für ein Land wie die Bundesrepublik. Nicht mehr die klassischen Produktionsfaktoren Kapital und Arbeit entscheiden über den Wohlstand, sondern die Fähigkeit von Individuen und Gesellschaft, vorhandenes Wissen immer wieder neu zu kombinieren und zu verknüpfen.

Damit verändern sich auch die Lebensbedingungen der Menschen radikal – in der Arbeitswelt und in der Gesellschaft. An die Stelle fester Arbeitsplätze mit lebenslanger Anstellung treten neue Formen wie Teilzeitarbeit oder Telearbeit, Selbstständigkeit oder Projektarbeit. Starre Hierarchien mit eindeutigen Strukturen von oben nach unten werden abgelöst von flexiblen Netzwerken. Das Internet hat den Zugang zu Informationen und ihre Verarbeitung revolutioniert. Der Mensch in der Wissensgesellschaft muss in der Lage sein, damit umzugehen.

Lernen wird zum zentralen Begriff der Wissensgesellschaft, denn Bildung bestimmt immer stärker die Lebensbedingungen jedes Einzelnen, seine beruflichen Chancen, sein Einkommen und seinen sozialen Status. Lernen jedoch nicht beschränkt auf die Aneignung von bestimmten Fähigkeiten in Schule, Universität oder Lehre, die dann bis ans Lebensende halten, sondern lernen als kontinuierlicher Prozess, als lebenslange Aufgabe. Das Bildungssystem eines Landes wird damit zum Dreh- und Angelpunkt beim Übergang in die Wissensgesellschaft. Und da hat Deutschland mit Sicherheit noch großen Nachholbedarf.

*Rainer Hupe
Chefredakteur*



Auf dem Weg in die Wissensgesellschaft

Der Begriff „Wissensgesellschaft“ ist ohne Zweifel eines der am häufigsten verwendeten Schlagworte, wenn über die Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft in den nächsten Jahren und Jahrzehnten diskutiert wird.

Natürlich ist die „Globalisierung“ noch häufiger Thema, und das vor allem auch vielstimmig und äußerst kontrovers. „Bei der Rede von der Wissensgesellschaft dagegen herrscht eine durchaus irritierende Einigkeit in der Einschätzung. Wissen ist gut, wenn mehr Menschen mehr wissen, ist das noch besser“, schreibt der Frankfurter Autor und Soziologe Martin Schöb.

Die Allgemeinheit, meint er, dürfte den Begriff vor allem in einem Zusam-

menhang sehen mit Schlagworten wie „lebenslanges Lernen“ oder dem bayrischen Duo von „Laptop und Lederhose“. Führende Politiker und Unternehmer dagegen schwärmen von den Möglichkeiten. So wird etwa der Bundespräsident nicht müde, seine Vorstellung von Deutschland als dem „Land der Ideen“ zu propagieren, und Bill Gates, Gründer von Microsoft und Computerikone, schwärmt nicht ganz uneigennützig von „information at your fingertips“.

Auch der Bielefelder Soziologe Helmut Willke sieht die Industriestaaten mit großen Schritten auf dem Weg in die Wissensgesellschaft. Das heißt: Nicht mehr Arbeit vermehrt das Kapital, sondern Wissen. Das stärkt die Stellung der Wissenden und fördert lokale wie globale Netzwerke des Wissens. Sicherer im Sinne von planbarer wird die Wissensgesellschaft nach Ansicht von Experten deswegen nicht sein. Aber, so ihr Urteil: Sie wird spannender sein.

Was ist eine Wissensgesellschaft?

Auch wenn sich die meisten Beobachter einig zu sein scheinen, dass der Industriegesellschaft die Wissensgesellschaft als logische Entwicklungsstufe folgen wird, bleibt doch die Frage, was das denn konkret bedeutet. Heißt das nur, dass die Menschen heute mehr wissen als früher? Ist die Wirtschaft stärker von Wissen abhängig? Und welches Wissen ist überhaupt gemeint?

Natürlich wäre es naiv zu glauben, dass Wissen selbst in antiken Gesellschaften keine Rolle gespielt hätte. Die Hochkulturen in Asien oder im Mittelmeerraum sind eindrucksvolle Beispiele für das Gegenteil. Wissen gehört unzweifelhaft zu jeder ökonomischen und gesellschaftlichen Etappe der Entwicklung. Die Wettbewerbsfähigkeit traditioneller Industriezweige wie Chemie oder Maschinenbau hängt entscheidend von ihrer Innovationskraft, also dem angewendeten Wissen, ab. So gesehen hat es die Wissensgesellschaft bereits als Motor oder Ergänzung der Industriegesellschaft gegeben. Tatsächlich hat sich die Soziologie denn auch bereits in den

zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eingehend mit dem Verhältnis von Wissen und Gesellschaft beschäftigt und die eigene Subdisziplin der Wissenssoziologie herausgebildet.

Der Begriff „Wissensgesellschaft“ wurde in den fünfziger und sechziger Jahren von amerikanischen Publizisten und Soziologen geprägt. Der Managementtheoretiker Peter F. Drucker verwendete das Wort „Wissensarbeiter“ bereits 1959 in seiner Veröffentlichung „Landmarks of Tomorrow“, von der „Wissensgesellschaft“ schreibt er 1969 in seinem Buch „The Age of Discontinuity“. Diese Gesellschaft sei dadurch geprägt, dass Wissen die Quelle von Produktivität, Wachstum und sozialer Ungleichheit ist und nicht länger die klassischen Produktionsfaktoren Arbeit, Kapital, Boden.

Breitere Publizität und Aufmerksamkeit erhielt der Begriff „Wissensgesellschaft“ durch den amerikanischen Soziologen Daniel Bell. In seinem Buch „The Coming of Post-Industrial Society“ entwarf er 1973 das Konzept einer „nachindustriellen Gesellschaft“. Die

Strukturen der Industriegesellschaft würden sich grundlegend verändern, so Bell, und Auslöser dafür seien technische Innovationen sowie die zunehmende Wertschöpfung aus immateriellen Produktionsfaktoren.

Denn während es in der Industriegesellschaft vor allem um die massenhafte Produktion und Verteilung von materiellen Gütern, um die Beherrschung der Natur und die Entfaltung des Verkehrs gehe, würden in der entstehenden Wissensgesellschaft die Dienstleistungen zum entscheidenden Faktor der Wirtschaft werden. Bell: „Die nachindustrielle Gesellschaft ist in zweifacher Hinsicht eine Wissensgesellschaft: einmal, weil sich aufgrund der zentralen Stellung des theoretischen Wissens eine neue Beziehung zwischen Wissenschaft und Technologie herausgebildet hat, und zum anderen, weil die Gesellschaft – wie aus dem höheren aufgewendeten Prozentsatz des Brutto-sozialprodukts und dem steigenden Anteil der in diesem Sektor Beschäftigten ersichtlich – immer mehr Gewicht auf das Gebiet des Wissens legt.“



Wirtschaft im Wandel

Der Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft ist mindestens so fundamental wie der Übergang von der Agrar- in die Industriegesellschaft. Bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts war Deutschland eine Agrargesellschaft, mehr als die Hälfte aller Beschäftigten arbeitete in der Landwirtschaft. Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis um 1970 dauerte die Phase der Industriegesellschaft, in den fünfziger und sechziger Jahren hatte rund die Hälfte der Erwerbstätigen einen Arbeitsplatz im so genannten sekundären Sektor. Der Anteil der Erwerbstätigen im primären Sektor schrumpfte bis 1970 auf sieben Prozent.

Schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts stieg der Anteil der Dienstleister

an den Erwerbstätigen kontinuierlich an und übertraf in den siebziger Jahren erstmals den der Beschäftigten in der Produktion. Der Weg in die so genannte Dienstleistungsgesellschaft vollzog sich mit großen Schritten; zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind die Verhältnisse eindeutig: Während rund 60 Prozent der Beschäftigten im Dienstleistungssektor arbeiten, sind es im Produktionssektor gerade noch ein Drittel und in der Landwirtschaft ein verschwindend geringer Teil von knapp drei Prozent.

Die auf den französischen Soziologen Jean Fourastié zurückgehende Theorie der drei Sektoren beschreibt diesen Strukturwandel der Wirtschaft zunächst vom primären auf den sekundären Sektor und schließlich auf den tertiären

Sektor. Mit steigender Produktivität steigen auch die Realeinkommen und damit die Nachfrage nach Dienstleistungen. Verstärkt wird dieser Trend durch die Veränderungen der Lebensbedingungen und der Bevölkerungsstruktur.

Zusätzlich gibt es einen erhöhten Bedarf im Bereich der Planung und Durchführung der Produktion und Verteilung von Gütern, also bei Dienstleistungen innerhalb des produzierenden Gewerbes. Durch die wachsende Komplexität der Produktionsprozesse steigt der Bedarf an Regelung, Vermittlung und Steuerung. Mit dem Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft wurde sozusagen die Basis für die heraufziehende Wissensgesellschaft gelegt.



Ein kontinuierlicher Prozess

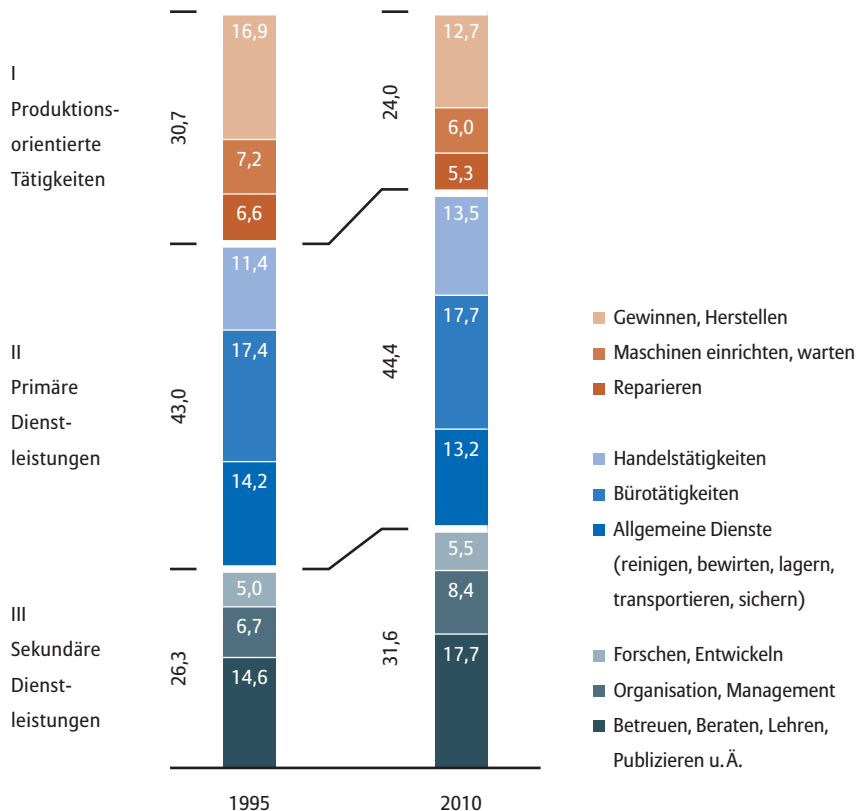
Dass diese strukturellen Veränderungen der Wirtschaft kontinuierlich weitergehen, zeigt eine Untersuchung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB). Darin prognostizierten die Nürnberger Arbeitsmarktexperten bereits 1999 die Entwicklung bis 2010: Deutlich zeige sich ein Trend zur Ausweitung der sekundären Dienstleistungen. Forschung und Entwicklung, Organisation und Management wie auch der dritte Bereich „Beraten, Betreuen, Lehren, Publizieren u.Ä.“ weiteten ihren Anteil erheblich aus. Die Verlierer seien dagegen, viel stärker als früher prognostiziert, die produktionsorientierten Tätig-

keiten, bei denen der Strukturwandel besonders deutlich durchschlage (siehe Grafik „Erwerbstätige nach Gruppen“).

Auch für die schulische und berufliche Ausbildung hat der Strukturwandel erhebliche Konsequenzen. Die größten Veränderungen zeigen sich bei Personen ohne abgeschlossene Berufsausbildung, ihr Anteil an der Gesamtbeschäftigung vermindert sich von 16,7 Prozent 1995 auf nur noch 11,4 Prozent 2010. Auch die klassische Kombination Hauptschule plus Lehre verliert an Bedeutung. Der Bedarf an Absolventen der Hochschulen, insbesondere der Fachhochschulen, steigt dagegen im gleichen Zeitraum von 14,1 auf 17,0 Prozent.



Erwerbstätige nach Gruppen*



*Gesamtdeutschland, Anteile in %
Quelle: IAB

Ehrgeizige Ziele der Europäischen Union

Die sich nach allgemeiner Einschätzung anbahnende „neue Welt“ hat auch die Politiker der Europäischen Union auf den Plan gerufen. An dem historischen Ort Mosteiro dos Jerónimos in der Nähe von Lissabon, wo vor Jahrhunderten der Turm von Belém Abenteurer und Seefahrer bei ihren Entdeckungsreisen verabschiedete, fassten die Staats- und Regierungschefs der Gemeinschaft im Jahr 2000 weitreichende Beschlüsse für das neue Jahrtausend: Bis 2010, so gaben sie zu Protokoll, wollten sie die Europäische Union zum „wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt“ machen, „der fähig ist, ein dauerhaftes Wirtschaftswachstum mit mehr und besseren Arbeitsplätzen und einem größeren sozialen Zusammenhalt zu erzielen“.

Ein Jahr später wurden die hehren Worte in konkrete Pläne gegossen. Spätestens 2010 soll Europa mindestens drei Prozent seines Bruttoinlandsprodukts für Forschung und Entwicklung ausgeben, das wäre eine Steigerung um mehr als 50 Prozent. 700.000 Wissenschaftler und Ingenieure sollen bis dahin zusätzlich in Unternehmen und Forschungseinrichtungen der Alten Welt beschäftigt werden, beschlossen die Staatsmänner. Und schließlich versprachen sie noch, die Bildungssysteme an die Weltspitze zu führen, um sie „zum bevorzugten Ziel von Studenten und Forschern aus anderen Weltgegenden“ zu machen.

Klar ist, dass in Zukunft immer mehr junge Menschen eine Hochschulausbildung brauchen, denn in der Wissensgesellschaft müssen nicht nur Ärzte und Ingenieure mit den Erkenntnissen und Methoden der Wissenschaft umgehen können. Die Bedeutung der Hochschulen wird wachsen, denn auch vom

Verkäufer im Reformhaus verlangt der Kunde etwa Kenntnisse der Ernährungswissenschaft, und im Krankenhaus arbeitet neben der Krankenschwester die Pflegemanagerin, die sich in Betriebswirtschaft und in der Personalführung auskennt.

Das aber hat auch Folgen für die Hochschulen: Sie müssen in Zukunft praxisnäher ausbilden, weil die Mehrheit der Akademiker ihr Brot nicht in der Wissenschaft, sondern in der Wirtschaft verdienen wird. Ein kleinerer Teil der Studenten wird auf wissenschaftliche Arbeit vorbereitet, der größere Teil auf praktische Tätigkeiten außerhalb der Universität. Ziel der Ausbildung ist nicht mehr der Biologe als Einheitsberuf, sondern der promovierte Biologe, der in die Forschung geht, der Biotechniker, der Mikroorganismen für den Umweltschutz züchtet, oder der Bioinformatiker, der Programme zum Modellieren von Molekülen entwickelt.





Tradierte Strukturen lösen sich auf

Mit dem Übergang zu den von der Europäischen Union beschlossenen Abschlüssen Master und Bachelor, den die deutschen Hochschulen gegenwärtig vollziehen, lösen sich die tradierten Strukturen allmählich auf und die Qualifikationen werden praxisnäher. Auf ein drei- bis vierjähriges Bachelor-Studium kann ein Master-Studium von ein bis zwei Jahren folgen. Der erste Teil vermittelt die wissenschaftlichen Methoden des Fachs und Fertigkeiten für die

praktische Arbeit in der Wirtschaft, der zweite qualifiziert für wissenschaftliche Arbeit.

Viel zu langsam aber löst die Gemeinschaft bisher ihr Versprechen ein, die Ausgaben für Forschung und Entwicklung auf drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts zu erhöhen. Die Bilanz ist bisher eher ernüchternd. „Angesichts der anstehenden Herausforderungen gehen die eingeleiteten Reformen nicht weit genug“, mussten Europas Regierungschefs selbst eingestehen.

Vor allem die großen Länder der EU, die üblicherweise die Führung für sich beanspruchen, hinken in diesem Fall nicht nur ihren eigenen Ansprüchen, sondern auch den kleinen Staaten der Gemeinschaft hinterher. Während etwa Finnland und Schweden ihre Forschungsausgaben weit über das beschlossene Niveau hinaus erhöht haben, bleiben Deutschland, Frankreich und Großbritannien zum Teil weit dahinter zurück (siehe Grafik „Forschungsausgaben“). Da zwei Drittel aller Forschungsausgaben in der Union auf diese drei Mitglieder entfallen, erweisen sie sich bisher eher als Bremsen denn als Schrittmacher.

Was für den Staat gilt, trifft auf die Unternehmen noch viel stärker zu. Während in den USA und Japan zwei Drittel der Forschungsmittel aus privaten Quellen kommen, steuern diese in Europa nur gut die Hälfte bei. Und bei einem Pro-Kopf-Vergleich wird der Klassenunterschied noch deutlicher: Die Amerikaner geben fünfmal so viel, die Japaner dreimal so viel für Bildung aus wie Deutsche, Briten oder Franzosen. Angesichts solcher Zahlen darf sich denn auch niemand wundern, wenn die meisten Studenten aus Asien oder Südamerika noch immer Hochschulen in den USA bevorzugen und selbst europäische Nachwuchswissenschaftler eher von der Neuen Welt träumen, als die Vorzüge der von der EU versprochenen neuen europäischen Welt zu genießen.

Forschungsausgaben*

Land	Durchschnitt 1990 – 1995	Durchschnitt 1995 – 2000	Durchschnitt 2000 – 2005
Deutschland	2,4	2,3	2,5
Finnland	2,1	2,8	3,4
Frankreich	2,4	2,2	2,2
Italien	1,1	1,0	1,1
Spanien	0,8	0,8	1,0
Dänemark	1,7	2,0	2,4
Großbritannien	2,1	1,9	1,8
Schweden	–	–	4,0
USA	2,6	2,6	2,7

*In % des BIP.

Quelle: OECD, EUROSTAT; Stand: 12/2007.



Der Charakter der Wissensgesellschaft

Worauf genau der Strukturwandel zur Wissensgesellschaft hinausläuft, kann heute niemand sagen. So wenig, wie die Agrarier des 19. Jahrhunderts wissen konnten, wie die Industriegesellschaft aussehen würde, so wenig können wir heute konkret sagen, wo die Entwicklung hingeht.

In der Diskussion über die Wissensgesellschaft wird schnell darüber hinweggesehen, dass sie sich nur sehr ungenau von der Dienstleistungsgesellschaft abgrenzen lässt. Und vor allem kann man aus gutem Grund fragen, ob eine Gesellschaft durch Wissen definiert werden kann, wenn doch keine Gesellschaft jemals ohne Wissen ausgekommen ist.

Drei wichtige Erkennungsmerkmale

Für die moderne Gesellschaft, die der industriellen folgt, wurden seit den neunziger Jahren die verschiedensten Umschreibungen geprägt. So war von der postmodernen oder postindustriellen Gesellschaft genauso die Rede wie von der Erlebnis- oder Dienstleistungsgesellschaft. Lange Zeit wurde der Strukturwandel auch als Entstehung einer „Informationsgesellschaft“ beschrieben, bevor Politiker und Wissenschaftler wieder verstärkt den in den sechziger und siebziger Jahren geprägten Begriff der Wissensgesellschaft aufgriffen.



Nach Daniel Bell charakterisieren vor allem drei Punkte eine Wissensgesellschaft:

- Das Wachstum der Wirtschaft wird nicht mehr vorrangig durch die industrielle Fertigung getragen, sondern durch Dienstleistungen. Um die Produktion herum gruppieren sich wissensintensive produktionsbegleitende Dienstleistungen wie Forschung und Entwicklung, Design, Logistik, Marketing, Beratung und Service, aber auch Management und betriebliche Organisation.
- Dadurch verändert sich das Verhältnis zwischen Wissensarbeit und eigentlicher Produktion, die Vor- und Nachbereitung der Herstellung von Gütern und Dienstleistungen nehmen immer mehr Zeit in Anspruch. Weil sich die ökonomischen Prozesse immer schneller verändern, spielt Erfahrung, also zum Beispiel ein einmal erlernter Beruf, eine immer geringere Rolle.
- Die tief greifenden Strukturveränderungen haben natürlich auch Auswirkungen auf das gesellschaftliche Bewusstsein: Dienstleistungsberufe werden immer stärker aufgewertet. Nicht der Schreiner oder der Elektriker entsprechen dem modernen Berufsbild, sondern der Webdesigner oder der Marketing-Manager.

Der Mensch dieser neuen Zeit hat idealtypisch einen Hochschulabschluss und hat darüber hinaus gelernt, dass es darauf ankommt, lebenslang zu lernen. Bei der Aneignung immer neuen Wissens spielen die modernen Informations- und Kommunikationstechnologien eine entscheidende Rolle. Sie machen die Wissensproduktion unabhängig von Orten oder Zeiten, sie helfen dabei, fachliche und geografische Grenzen zu überschreiten. Dabei gewinnt etwas eine immer größere Bedeutung: das Wissen über die Beschaffung und Verarbeitung von neuem Wissen. In der Wissensgesellschaft wird es also auf völlig neue Kommunikationsformen zwischen Unternehmen, Forschungseinrichtungen und staatlichen Institutionen ankommen.

Demokratisierung des Wissens

Vor rund 400 Jahren prägte der britische Philosoph und Staatsmann Francis Bacon ein geflügeltes Wort: „Wissen ist Macht“, postulierte er und forderte damit die praktische Nutzenanwendung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse. Ziel der Wissenschaft sei die Beherrschung der Natur, erklärte Bacon, und das allein im Interesse des Fortschritts.

Weil dieser Macht bedeutet, waren Menschen schon immer daran interessiert, sich einen Wissensvorsprung zu sichern. Ob im alten Ägypten, in den antiken Reichen der Griechen und Römer oder bei den Maya-Völkern in Südamerika, in allen Gesellschaftsformen herrschten einzelne Personen oder Gruppen über wichtiges Wissen. Mönche, Handwerker oder Mediziner verfügten über spezielle Kenntnisse und Fertigkeiten, die sie aus der Allgemeinheit heraushoben und die sie gezielt weitergaben. Wissen war in der Regel nur privilegierten Schichten zugänglich und war zugleich ihr konstituierender Faktor.

Die Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts wäre in einer solchen Konstellation unmöglich. Sie ist sogar nur dann möglich, wenn das Gegenteil der historischen Privilegierung der Fall ist: Die für den ökonomischen und gesellschaftlichen Fortschritt wichtigste Ressource, das Wissen, muss grundsätzlich allen Interessierten zur Verfügung stehen.

Denn Wissen entsteht erst aus der Fähigkeit des Menschen, systematisch Informationen zu einer bestimmten Frage zu sammeln, zu bewerten und in

sinnvolle Zusammenhänge zu stellen. Voraussetzung für Wissen ist also die Verfügbarkeit eines Mindestmaßes an Informationen. Dazu tragen die modernen Informations- und Kommunikationstechnologien entscheidend bei, denn vor allem im vergangenen Jahrhundert hat sich die Schaffung neuen, insbesondere technischen Wissens exponentiell beschleunigt.

In welchem erstaunlichem Maße das geschehen ist, lässt sich mit wenigen Fakten schlaglichtartig erhellen:

- Das weltweit verfügbare Wissen verdoppelt sich mittlerweile alle fünf bis sieben Jahre.
- Jeden Tag erscheinen mehr als 20.000 wissenschaftliche Publikationen.
- Gegenwärtig arbeiten so viele Wissenschaftler auf der Welt wie in den vergangenen 2.000 Jahren zusammengekommen.

Die Bewältigung und Bewertung solcher Informationsmassen ist natürlich ohne das Internet und die modernen Kommunikationstechnologien überhaupt nicht denkbar. Aber neben den technischen Voraussetzungen kommt es auch auf eine bestimmte Wissenskultur, auf den Umgang der Menschen miteinander an. Und dafür sind ausgezeichnet die Internet-Unternehmen der New Economy ein Vorbild, die doch sonst nur für Kapitalvernichtung in gigantischem Ausmaß und anmaßende Jungunternehmer stehen.

Beispielhaft insbesondere für die Anforderungen einer Wissensgesell-

schaft war jedoch der einzigartige Teamgeist, der oft in ihnen vorherrschte. Das eigentliche Kapital der New Economy war die Motivation der Mannschaften und ihre gemeinsame Intelligenz. „Wie anders, wie zukunftsweisend die Wirtschaftskultur der New Economy war, zeigt sich am deutlichsten in ihrem Umgang mit Wissen“, schreibt der an der privaten Universität Witten/Herdecke lehrende Ökonom Birger P. Priddat.

Die Old Economy, so seine Erkenntnis, neigt dazu, Wissen einzubunkern. Jeder in der Hierarchie eines Unternehmens versuche, sein Wissen für sich zu behalten, damit andere ihn nicht gefährden können. Die Konsequenz ist, dass mögliche Innovationen nicht realisiert werden können. Im Prinzip wirken hier die gleichen Verhaltensweisen fort, die schon in antiken Gesellschaften beobachtet werden konnten.

In der New Economy wurde dagegen der freie Wissensaustausch gepflegt. In einer Atmosphäre der Kreativität konnte vieles in freier Kommunikation mit anderen entschieden werden, die nur gering ausgeprägte Hierarchie machte es möglich, dass sich die Mitarbeiter gegenseitig genau beobachteten und auf Fehler hinwiesen. Weil das Wissen fast allen gleichzeitig gehörte, kam es nicht so sehr auf Wissen an, sondern darauf, möglichst schnell und viel daraus zu machen. Priddat: „Wissen wurde zum freien Gut, wie Sand am Strand oder Sauerstoff. In diesem Sinne war die New Economy das erste Experiment, wie die künftige Wissensgesellschaft aussehen könnte.“



Erfahrungen werden schnell wertlos

Doch die Verfügbarkeit von immer mehr Wissen und die immer schnellere Verwertung haben auch eine Kehrseite: Einmal gültiges Wissen veraltet auch schneller. Wissen, das gestern noch wichtig war, wird heute nicht mehr benötigt, weil bestimmte Entwicklungen völlig neue Erkenntnisse gebracht haben. Wie entscheidend gerade auch dieser Aspekt ist, zeigt schlaglichtartig wiederum eine knappe Information: Experten erwarten, dass in den kommenden zehn Jahren doppelt so viel geforscht wird wie in den seit Aristoteles vergangenen 2.500 Jahren.

Kennzeichnend für die Wissensgesellschaft ist deshalb auch die Bereitschaft, tradierte und eingelebte Anschauungen und Erwartungen ständig auf den Prüfstand zu stellen. Die Regeln und eingeübten Mechanismen einer Gesellschaft sind immer häufiger und schneller überholt. „Deshalb“, folgert der Oldenburger Soziologe Martin Heidenreich, „kann eine Wissensgesellschaft nicht durch die Immaterialität ihrer Produktion definiert werden.“

Entscheidend sei vielmehr und ausschließlich die Bereitschaft, etablierte Regeln und Normen in Frage zu stellen. Heidenreich: „In gewissem Ausmaß wird eine solche Bereitschaft in jeder Gesellschaft vorhanden sein müssen; eine vollkommen zeit- und traditionslose Gesellschaft ist kaum vorstellbar.“ Dennoch: Tendenziell entsteht mit der Wissensgesellschaft eine experimentelle Grundhaltung mit einem ständigen Prozess von Versuch und Irrtum. Ihr wichtigstes Merkmal ist die Fähigkeit

und Bereitschaft, laufend Routinehandlungen zu hinterfragen, neue Handlungsmöglichkeiten zu entdecken und zu entwickeln.

Konkret heißt das für die zukünftige Gesellschaft:

- Organisatorische Regeln sind nicht mehr allgemeingültig, sondern abhängig von Zielen und Erfahrungen. Sie können ständig geändert werden.
- Hierarchische Anweisungen und Kontrollen, ob im Berufsleben oder anderswo, verlieren an Bedeutung. Projektgruppen, Gruppenarbeit oder Qualitätszirkel treten an ihre Stelle.
- Neben beruflichen werden übergreifende Qualifikationen wie Lern- oder Kooperationsfähigkeit immer wichtiger.

Die Konsequenzen sind laut Heidenreich elementar: „Zum einen wird betont, dass ergebnisverantwortliche, eigenständige, flexible Wissensarbeiter gefordert sind, zum anderen werden aber die Grundlagen hoher Vertrauensbeziehungen – nämlich stabile Beschäftigungs- und Aufstiegschancen – untergraben.“ Die Wissensgesellschaft ist also nicht nur in der Lage, bisher unbekannte Produktivitätsreserven zu mobilisieren, sondern sie ist zugleich Quelle von Verunsicherungen und Risiken.





Ohne Internet keine Wissensgesellschaft

Eine Wissensgesellschaft kann nur dann wirklich funktionieren, wenn das Wissen nicht wie in früheren Gesellschaftsformen von Experten, bestimmten Gruppen oder Mächtigen gehortet oder sogar monopolisiert wird. Nur wenn buchstäblich jeder am kollektiven Wissen mitwirken und daran partizipieren kann, wird der erwartete Fortschritt auch erreicht. Wissen muss jedem Bürger jederzeit zugänglich sein und jeder muss die Möglichkeit haben, zum Wissensvorrat der Gesellschaft beizutragen.

Von Gutenberg zum Internet

Einer der wesentlichen Fortschritte für die Verbreitung von Wissen war der Buchdruck. Vor dessen Erfindung durch Johannes Gutenberg lag die „Vervielfältigung“ des vorhandenen Wissens in den Händen von Mönchen oder bestimmten Kopistenzünften. Entsprechend gering war die Verbreitung des Wissens.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts breitete sich die Buchdruckkunst rasch in ganz Europa aus, bereits in den ersten Jahrzehnten wurden Millionen Exemplare gedruckt. Die schnelle Verbreitung und die stetige Verbesserung des Drucks und der Herstellung von Papier machten das Buch zur Mas-

senware. Wissen wurde im Abendland zum Allgemeingut. Das war eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Reformation und das spätere Zeitalter der Aufklärung. Gleichzeitig ist es auch ein beeindruckendes Beispiel dafür, wie die Verbreitung und Anwendung von Wissen nicht nur für Produktionsschübe sorgt, sondern auch gesellschaftliche Strukturen verändert.

Im 21. Jahrhundert ist die Aufbereitung und Verbreitung von Wissen viele Schritte weiter. Wissen wird digitalisiert, per E-Mail ausgetauscht und ist über das Internet jederzeit an jedem Ort der Welt verfügbar. Je stärker sich das Internet ausdehnt, desto größer wird der global archivierte Wissensvorrat.

Das Internet ermöglicht vollkommen neue Formen der Wissensverteilung. Menschen, über tausende von Kilometern voneinander entfernt, kommen im Internet zusammen, unabhängig von ihrer Nationalität oder ihrem sozialen Status. Das Internet bietet ideale Möglichkeiten, buchstäblich rund um den Globus gemeinsame Interessen zu verfolgen oder an gemeinsamen Projekten zu arbeiten. Dabei profitiert jeder vom Wissen des anderen. Eines der populärsten Beispiele für diese Art der Zusammenarbeit ist das frei zugängliche Computer-Betriebssystem Linux.

Wissen als Massenware

Die alltägliche Nutzung von Suchmaschinen wie Google, Yahoo oder anderen ist so selbstverständlich geworden wie die Nutzung des Telefons oder der Griff zur Fernbedienung des Fernsehers. Das Suchen nach relevantem Wissen wird so erheblich vereinfacht.

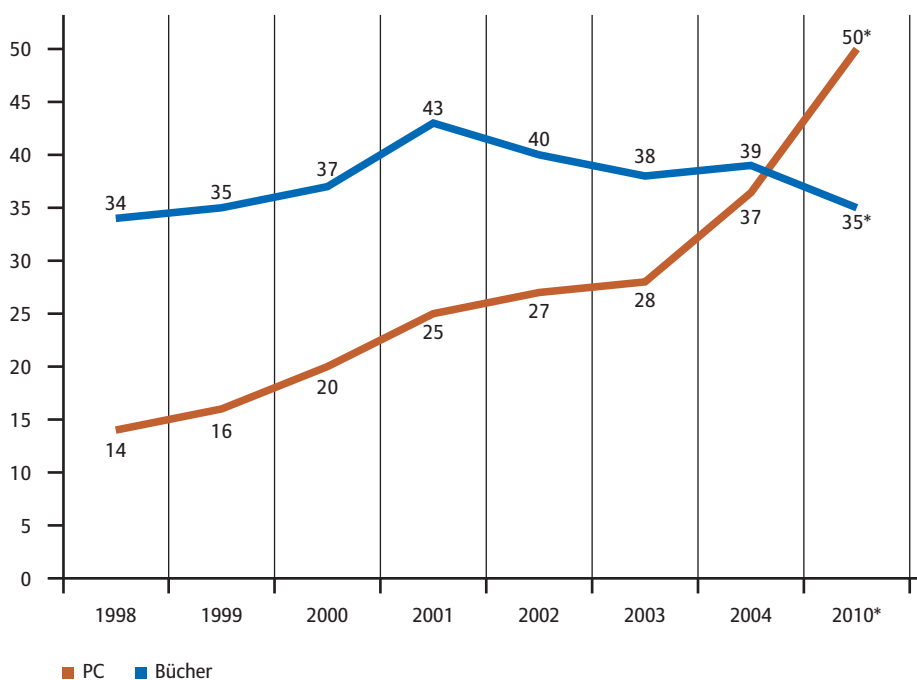
Längst wird an der Entwicklung von Suchmaschinen der nächsten Generation gearbeitet, die nicht mehr nur Linklisten liefern, sondern intelligente Antworten auf konkrete Fragen geben. Sie registrieren Inhalte nicht mit herkömmlichen Verfahren, etwa anhand von Buchstabenkombinationen, sondern erkennen die inhaltliche Bedeutung von Informationen und ordnen sie ein. Wolfgang Wahlster vom Deutschen Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz meint: „Hier liegen große Potentiale und Deutschland ist auf diesem Gebiet bereits heute in der Forschung und bei den Firmen sehr gut aufgestellt.“

Allerdings besteht die Gefahr, dass sich der Wissensvorrat einer Gesellschaft tendenziell nur aus dem Wissen zusammensetzt, das von Suchmaschinen gefunden wird. Sie ist umso größer, als Suchmaschinen vielfältig manipuliert werden. „Wenn Wissen Macht ist, sind Suchmaschinen Supermächte“, kommentierte ein Journalist das Phänomen einmal treffend.

Mit dem Internet verändert sich aber auch die Aufnahme von Wissen. Texte werden auf dem Bildschirm ganz anders wahrgenommen und gelesen als in den gedruckten Medien. Wer sich an Lesen im Web gewöhnt hat, bekommt das Schwierigkeiten, gedruckte Publikationen genau zu lesen. Kritiker warnen denn auch vor einem erkennbaren Trend: Der Mensch in der Wissensgesellschaft kann zwar viele Informationen gleichzeitig aufnehmen und verarbeiten, er ist jedoch immer weniger in der Lage, sich in Inhalte zu vertiefen (siehe Grafik „Goethe gegen Gates“).

„Goethe gegen Gates“ – Bücher und PC im Vergleich

Von je 100 Befragten haben „in der letzten Woche wenigstens einmal in der Woche zu Hause genutzt“:



Repräsentativbefragung von jeweils 3.000 Personen ab 14 Jahren in den Jahren 1998 bis 2004 in Deutschland.

* Geschätzte Werte. Quelle: B.A.T. Freizeit-Forschungsinstitut

Wie Information zu Wissen wird

Aus der Informationsflut, die das Internet bietet, kann aber auch schnell eine Wissensdürre werden. „Der Weg von der Mediengesellschaft zur Wissensgesellschaft ist der Weg von der Information zur Bedeutung, von der Wahrnehmung zum Urteil“, sagt Dagmar Schipanski, Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst in Thüringen. Um mit dem Massenangebot zurechtzukommen, bedarf es nicht nur der technischen Fertigkeit des Nutzers, mit dem Computer umgehen zu können, sondern einer bestimmten Medienkompetenz.

Eine Information ist zunächst wertlos, nur der Mensch kann sie bewerten und zu eigenem Wissen veredeln, meint Schipanski. Um dabei kreativ und innovativ zu sein, braucht man wiederum Wissen. Medienkompetenz bedeutet also, die nötigen Fähigkeiten zu erwerben, um aus der Fülle der Informationen die zutreffende und für die Erfüllung einer Aufgabe notwendige herausfinden

zu können. Die Vermittlung eines entsprechenden Grundlagenwissens befähigt die Menschen als Bürger und Arbeitnehmer erst, in der Wissensgesellschaft produktiv arbeiten zu können.

Lernen wird damit zu einem zentralen Begriff in der Wissensgesellschaft. Es ist ein aktiver Prozess, bei dem Menschen neues Wissen aus vorhandenem generieren. Dabei findet Lernen nicht mehr punktuell statt, weder an einem bestimmten Ort noch zu einer bestimmten Zeit im Leben. Lernen findet laufend statt, lebenslang, und es ist immer weniger an einen Ort wie Schule oder Universität allein gebunden.

In jedem Fall wird die Wissensgenerierung zunehmend zu einem kommunikativen Prozess, indem Inhalte aufgenommen, mit eigenen Erfahrungen bereichert und weiterverarbeitet werden. Eine moderne, dem Internet entsprechende Form, solche kommunikativen Prozesse zu unterstützen, sind zum Beispiel Weblogs. Mit ihrer Hilfe können

Inhalte nicht nur veröffentlicht, sondern auch gefunden, kommentiert und mit anderen Inhalten verlinkt werden.

Damit können Weblogs, außer zum Austausch und zum Transfer von Wissen auch zur Bildung von neuem Wissen in Betrieben eingesetzt werden. Organisationen verbessern so ihre Möglichkeiten, das Einzelwissen ihrer Mitglieder in kollektives Wissen zu verwandeln. Der Mehrwert entsteht dadurch, dass persönliches Wissen nicht verloren geht und den Mitgliedern der Gemeinschaft ständig zusätzliches Wissen zur Verfügung gestellt wird. Weblogs bieten dabei die Möglichkeit, ein Netz von Personen zu bilden, das weit über die bisher üblichen Lehr- und Lernorte wie Schule, Universität oder Betrieb hinausgeht und buchstäblich global ist. Das Internet wird dadurch mehr als nur eine Ansammlung von Webseiten. Es wird zu einer Plattform, die Inhalte und Menschen vernetzt und damit kollektives Wissen nutzbar macht.





Was auf die Menschen zukommt

Einerseits wird Wissen als Produktions- und Standortfaktor in Zukunft immer wichtiger, es beeinflusst entscheidend die – gerade in Zeiten der Globalisierung – internationale Wettbewerbsfähigkeit. Andererseits aber bestimmt Wissen auch immer stärker die persönlichen Lebensbedingungen jedes Einzelnen, seine Chancen, sein Einkommen, seinen sozialen Status.

Das gilt für den Beruf: Wenn „Human Capital“ immer wichtiger wird, dann heißt das nichts anderes, als dass es in den Unternehmen mehr denn je auf die Mitarbeiter ankommt. Sie müssen mit ihrem Wissen neues Wissen erzeugen. Ihre Motivation, ihr Know-how, ihre Flexibilität, Innovationsfähigkeit und Kundenorientierung sind entscheidend, um im internationalen Wettbewerb Erfolg zu haben.

Aber nicht nur in den Unternehmen verändern sich die Bedingungen für die Menschen. Wissen wird auch entscheidend für die Möglichkeiten jedes Einzelnen, an demokratischen Prozessen teilzuhaben, seinen Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen geltend zu machen und schließlich soziale Anerkennung zu bekommen.

Die neue Organisation im Betrieb

Da der Produktionsfaktor Wissen eine größere und zunehmend entscheidende Rolle spielt, ergeben sich für die Organisation der Arbeit erhebliche Konsequenzen. Es findet eine Abkehr von der Uniformität und Homogenität der Massenproduktion zugunsten einer flexiblen, individualisierten Organisation statt, in der auch die Verantwortlichkeiten dezentralisiert werden.

Der frühere Personalmanager und heutige Vorstand der Deutschen Bahn AG, Norbert Bensel, sieht vier wesentliche Trends:

- Als Wissensträger stellen Mitarbeiter völlig neue Anforderungen an die Gestaltung ihres beruflichen Umfeldes. Nur in Unternehmen, in denen Arbeitszeit und Weiterbildung flexibel organisiert werden, können sie ihr intellektuelles Potential entfalten und entwickeln.
- Feste, lineare Hierarchien von oben nach unten spiegeln die betriebliche Realität in der Wissensgesellschaft nicht wider. Stattdessen geht es darum, Strukturen mit horizontalen Netzwerken zu bilden, in der sich Abteilungen als Dienstleister verstehen – und zwar für externe wie interne

Kunden. Mitarbeiter holen sich ihre Aufgaben nicht mehr von Vorgesetzten ab, sondern werben mit ihren Kompetenzen um solche.

- Ein gut entwickeltes Wissensmanagement ermöglicht den Mitarbeitern, mit den Veränderungen Schritt zu halten. Dabei geht es nicht nur um technische Hilfsmittel wie ein Intranet, sondern um die Förderung von Lernprozessen und einer lernfreundlichen Unternehmenskultur.
- Allerdings funktioniert eine solche Organisation auch nur mit Führungskräften, die Führung als Dienstleistung für Mitarbeiter verstehen. Sie müssen die Leistungs- und Entwicklungspotentiale der Mitarbeiter erkennen und gezielt fördern. „Führen durch Ziele“ lautet das entsprechende Motto.

Bensel meint, generell sei eine Entwicklung „weg vom geregelten Arbeitstag mit Anwesenheitspflicht hin zur Vertrauensarbeitszeit zu verzeichnen“. Die Leistungen der Mitarbeiter werden an den erreichten Zielen und der Qualität der Ergebnisse gemessen, Arbeitszeitkonten sowie Modelle mit Langzeit- und Lebensarbeitszeiten werden in Unternehmen zunehmend genutzt und auch die Art der Arbeitsplätze verändert sich.

Vielfältige Formen der Arbeit

Die massiven Produktivitätssteigerungen durch den Faktor Wissen schaffen in vielen Branchen Möglichkeiten zur flexibleren Gestaltung der Arbeitszeiten und der Arbeitsbedingungen. Eine wachsende Zahl von Beschäftigten arbeitet deshalb in den Ländern, die sich von Industrie- zu Wissensgesellschaften entwickeln, nicht mehr in traditionellen, normierten Vollzeitstellen.

Bisher langfristig angelegte Jobs werden zunehmend durch flexible Arbeitsverhältnisse abgelöst. Zu den neuen Arbeitsformen gehören etwa Teilzeitarbeit, befristete Arbeitsverhältnisse, Arbeit auf Abruf, Heimarbeit, selbst-

ständige und quasiselbstständige Arbeitsformen.

Gerade das Internet bietet ideale Möglichkeiten zur Anwendung der Telearbeit. Obwohl der Umfang schwierig zu ermitteln ist, weil es kaum offizielle Statistiken gibt und die Definition international erheblich differiert, lässt sich doch sagen, dass mehr als zehn Millionen Menschen in der Europäischen Union so arbeiten. In den USA ist der Anteil an den Beschäftigten rund doppelt so hoch wie in der EU, ganz besonders ausgeprägt ist diese Tätigkeitsform in Finnland und Schweden (siehe Kasten „Vorbilder im hohen Norden“).

Telearbeit kann die Beteiligung am Arbeitsprozess ermöglichen, weil zum Beispiel Beruf und Familie leichter zu vereinbaren sind. Andererseits besteht dabei auch das Risiko schlechter Arbeitsbedingungen, sozialer Isolierung oder geringer Aufstiegsmöglichkeiten. Allerdings arbeiten wenige Telearbeiter ausschließlich zu Hause, viele sind auch im Unternehmen anwesend. Und, dieser Trend entwickelt sich immer stärker: Telearbeit wird zunehmend bei höher qualifizierten Aufgaben angewandt. Sie ist theoretisch geradezu ideal für die Arbeit in der Wissensgesellschaft – ob Netzwerk-Coach, Broker, Softwareentwickler oder Unternehmensberater.



Vorbilder im hohen Norden

Internationale Vergleiche zeigen, dass die skandinavischen Länder stärker als andere auf wissensbasierte Formen der Arbeit setzen. Die Angebote zur Partizipation und Information sind in Skandinavien und den Niederlanden weit stärker ausgeprägt als etwa in Deutschland. Am schwächsten sind sie in den südeuropäischen Ländern vorhanden.

Wissenschaftler der in London ansässigen Stiftung „Work Foundation“ haben im vergangenen Jahr in einem Vergleich der 27 EU-Staaten erforscht, wie weit die Entwicklung moderner Arbeitsformen in den einzelnen Ländern fortgeschritten ist. Ihr Fazit: Länder, die ihren Arbeitsmarkt und die sozialen Sicherungssysteme grundlegend reformierten, haben die höchste Beschäftigung und überdurchschnittlich zufriedene Bürger.

Ausgangspunkt der Untersuchung war der Beschluss der EU-Regierungschefs, Europa zum führenden wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt zu machen. In die Kategorie der „Wissensarbeiter“, zu denen alle akademischen Berufe zählen, fallen danach im EU-Schnitt 37 Prozent aller Beschäftigten. Den höchsten Anteil haben die Niederlande und Skandinavien

mit 46 Prozent, Deutschland, Frankreich, Belgien und Luxemburg kommen auf 41 Prozent, die südeuropäischen Staaten dagegen nur auf 29 Prozent. Insgesamt 19 Kriterien haben die Forscher zur Bewertung herangezogen, darunter Anpassungsfähigkeit, Kreativität der Arbeitnehmer, Weiterbildungsmöglichkeiten, aber auch, ob die Arbeitnehmer ihren Job als sinnvoll und motivierend einschätzen. Bei den führenden Ländern kommen die Autoren zu dem Schluss: „Berücksichtigt man den relativ flexiblen Arbeitsmarkt und die Großzügigkeit der sozialen Sicherungssysteme, dann stützt dies die Sichtweise, dass die Kombination von Flexibilität und hohen sozialen Leistungen der auf Wissen gestützten Wirtschaft zuträglich ist.“ Geld, das anderswo für die Unterstützung von Arbeitslosen gezahlt wird, steht hier für Weiterbildung und die – oft erfolgreiche – Suche nach einer neuen Stelle zur Verfügung. Deshalb gilt: „Die Sicherheit, über die Arbeitnehmer verfügen, wenn sie wissen, dass sie ihren Job behalten können, ist weniger wichtig für sie als die Garantie, dass sie einen anderen finden können.“

Herausforderung lebenslanges Lernen

Noch in der Industriegesellschaft zeichnete sich die Ausbildung für den Beruf dadurch aus, dass in einer bestimmten Lebensphase eine Qualifikation erworben wurde, die man dann bis zum Ausscheiden aus dem Erwerbsleben im Wesentlichen anwenden konnte. Die Entwicklung zur Wissensgesellschaft verlangt von den Menschen dagegen die Fähigkeit zum lebenslangen Lernen, also Lernkompetenz. Es gilt dabei, die Menschen auf eine Welt des permanenten Wandels vorzubereiten und weniger Fakten und Standardwissen zu vermitteln.

Das Bildungssystem eines Landes ist deshalb Dreh- und Angelpunkt beim Übergang in die Wissensgesellschaft. Dabei darf es sich immer weniger auf die Vermittlung funktionaler Qualifikationen beschränken, sondern es muss abstraktes Denkvermögen, Systemdenken, Veränderungsbereitschaft sowie die Fähigkeit zur Zusammenarbeit fördern. Erst dadurch ermöglicht es die Bereitschaft zu kontinuierlichen Veränderungen.

Einschlägige Untersuchungen wie etwa die Pisa-Studien zeigen, dass solche Länder, die am stärksten auf wissensbasierte Arbeits- und Organisationsformen setzen, auch über die leistungsfähigsten Ausbildungssysteme verfügen. Deutschland gehört allerdings nicht dazu; die Deutschen tun sich nach wie vor schwer mit lebenslangem Lernen. Sie kümmern sich bisher nicht darum, ihr Wissen regelmäßig zu aktualisieren, auch wenn das gerade in einer alternden Gesellschaft notwendiger denn je wäre. Denn wenn immer weniger Beschäftigte eine steigende Zahl von Rentnern versorgen, müssen sie umso produktiver sein.

Doch Deutschland belegt in Europa einen der letzten Plätze bei der Weiterbildung. Während die Ausgaben für Weiterbildung in der EU in den vergangenen Jahren stiegen, gehen sie in Deutschland seit 2001 zurück. „Seit Pisa wird über Details der Bildung in Schulen, Kindergärten und Universitäten heftig debattiert“, schrieb die renommierte Wochenzeitung „Die Zeit“, „nur die Bildungslücke in der zweiten Lebenshälfte scheint wenige zu interessieren.“

Dafür gibt es psychologische und strukturelle Gründe. „Lebenslanges Lernen klingt nach einer wunderbaren Idee“, schrieb der Altersforscher Paul Baltes, „tatsächlich löst das Prinzip sehr gemischte Gefühle aus.“ Denn damit wird den Menschen gleichzeitig signalisiert, dass sie niemals fertig sind, dass sie sich niemals treiben lassen können. Bislang gilt hierzulande noch das alt-hergebrachte Motto „gelernt ist gelernt“. „Wo der Eintritt ins Berufsleben hart erkämpft wird, fällt die Einsicht schwer, dass Qualifikationen genauso ein Verfallsdatum haben wie die Wurst hinter dem Verkaufstresen“, schreibt die „Zeit“.

Der Bremer Soziologieprofessor Klaus Schömann glaubt, auch das Arbeitsrecht trage zur Lernabstinenz bei. „Für viele Festangestellte in Deutschland steigt die Sicherheit mit dem Lebensalter, und da erscheint es nicht so dringend, in die eigenen Fertigkeiten zu investieren.“ Auch der gesetzlich garantierte Bildungsurlaub in Deutschland ändere daran nichts, denn die Betonung liege zu sehr auf Urlaub und zu wenig auf Bildung.



Firmen wollen investieren

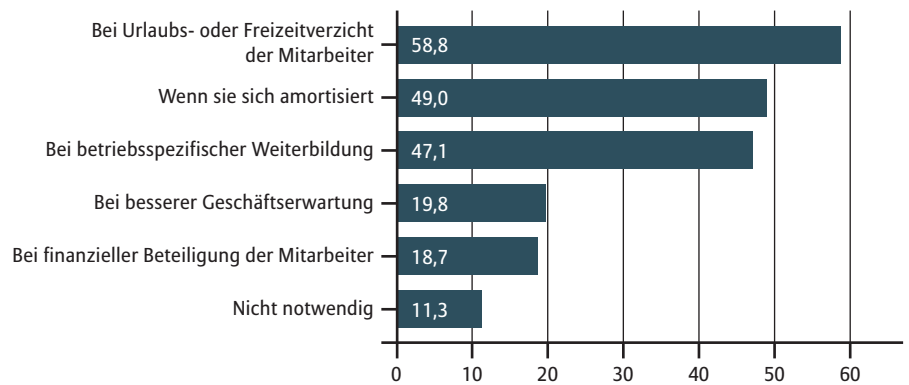
Eine Umfrage des Deutschen Industrie- und Handelskammertages vom September 2005 zeigt, dass die Unternehmen grundsätzlich große Bereitschaft zeigen, in die Weiterbildung ihrer Mitarbeiter zu investieren. Neun von zehn Befragten waren dazu bereit, allerdings nur, wenn die Beschäftigten auch die entsprechende Bereitschaft zeigen, etwa indem sie dafür Urlaubstage oder Freizeit einbringen (siehe Grafik „Weiterbildung der Mitarbeiter“).

Rund die Hälfte der Unternehmen erwartet jedoch auch, dass sich die Ausgaben in angemessener Zeit bezahlt machen. Deshalb sollten die Angebote stärker als bisher auf die Anforderungen des Betriebes und des Arbeitsplatzes zugeschnitten sein und zum Beispiel den Umgang mit einer neuen Maschine, eine Fremdsprache oder Teamführung vermitteln.

Längst erwarten die Unternehmen mehr als Fachwissen von ihren Mitarbeitern. Bei Einstellungen und Beförderungen achten sie verstärkt auch auf Lernbereitschaft, Zuverlässigkeit und gutes Auftreten oder soziale Kompetenzen. Gerade Letztere sind in flachen Hierarchien mit Team- und Projektarbeit besonders wichtig. Gleichzeitig verlangt moderne Arbeitsorganisation auch den Umgang mit schwierigen und belastenden Situationen (siehe Grafik „Auf welche Kompetenzen kommt es an“).

Auf gesetzlichen Zwang reagieren die Unternehmen allerdings abwehrend. Zwei Drittel lehnen jeglichen Eingriff in die Weiterbildung ab, die Hälfte der Betriebe gibt an, bei gesetzlichen Regelungen nur noch die Mindestanforderungen zu erfüllen, jedes freiwillige Engagement aber zu unterlassen. Fast ein Drittel der Befragten würde sogar auf neue Festanstellungen verzichten, um gesetzlichen Auflagen zu entgehen.

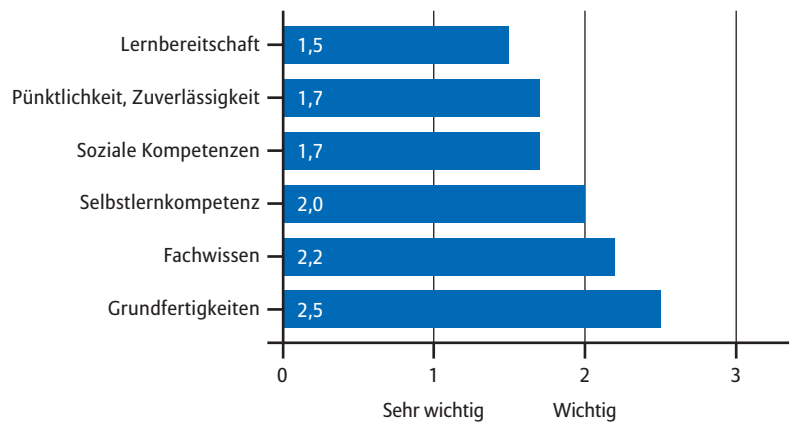
Weiterbildung der Mitarbeiter



Mehrfachnennungen möglich, Angaben in %

Quelle: DIHK

Auf welche Kompetenzen kommt es an:



Durchschnittsnote auf einer Skala von:

1 = sehr wichtig bis 6 = sehr unwichtig; Quelle: DIHK





Wo Deutschlands Zukunft liegt



Das Berlin-Institut hat in einer im Oktober 2007 veröffentlichten Untersuchung analysiert, wie gut Regionen in Deutschland für die Wissensgesellschaft gerüstet sind. Das lässt sich nicht mit traditionellen volkswirtschaftlichen Kennziffern wie Inlandsprodukt oder Pro-Kopf-Einkommen feststellen, so die Forscher. Die wichtigen Maßstäbe der Wissensgesellschaft der Zukunft seien vielmehr Kreativität, Toleranz und Talent. Kreative Gesellschaften können vorhandenes Wissen am besten und schnellsten in neue Produkte und Dienstleistungen umsetzen, tolerante profitieren am meisten von Migranten und damit von den Wanderbewegungen in einer globalisierten Welt.

In der Studie mit dem Titel „Talente, Technologie und Toleranz – wo Deutschland Zukunft hat“ wurden die 16 Bundesländer mit einem entsprechenden Modell untersucht. Die Ergebnisse sind sehr unterschiedlich und zum Teil überraschend. So hat Berlin nach Ansicht des Berlin-Instituts das größte kreative Potential aller Bundesländer. Auch Hamburg rangiert ganz vorn. „Doch während es die Hamburger schaffen, aus ihren Fähigkeiten einen überproportionalen

Wohlstand zu erwirtschaften, hinkt die Hauptstadt hinterher“, heißt es in der Studie.

Bayern ist zwar wirtschaftlich stark, könnte seine Position aber verbessern. Das südliche Bundesland entspricht mit einem vergleichsweise hohen Maß an Vorbehalten gegenüber Fremden nicht dem Bild einer modernen, welt offenen Technologieregion.

Die ostdeutschen Bundesländer belegen durchweg die letzten Plätze, denn ihnen mangelt es an Offenheit gegenüber fremden Einflüssen. Das aber ist die Voraussetzung für die Zuwanderung von qualifizierten Arbeitskräften, die künftig vermehrt aus dem Ausland kommen werden.

Insgesamt zeigt die Studie: Wo die drei „Ts“ – Talente, Technologie und Toleranz – zusammenkommen, sammeln sich Humankapital, Infrastruktur und Lebensqualität. Wo die Eliten aus Fachkräften, Wissenschaftlern und künstlerisch Aktiven leben, denken und arbeiten, entstehen Wohlstand, neue Arbeitsplätze – und ein Umfeld, das weitere Kreative anlockt. Fazit der Forscher: „Dann klappt’s auch mit der Zukunft.“



Weiterführende Literatur und Links*

Unterwegs zur Wissensgesellschaft
Christoph Hubig (edition sigma)

ABC der Wissensgesellschaft
Thomas Auer, Wolfgang Sturz
(doculine Verlag)

Mythos Wissensgesellschaft
Hans-Dieter Kübler (VS Verlag)

Die nachindustrielle Gesellschaft
Daniel Bell (Campus-Verlag)

www.bpb.de
Bundeszentrale für politische Bildung

www.wissensgesellschaft.org
Website der Heinrich-Böll-Stiftung zur
Wissensgesellschaft

www.portal.unesco.org
UNESCO World Report:
Towards Knowledge Societies

www.wikipedia.de
Informationen zur Wissensgesellschaft

www.ihk.de
Studie „Weiterbildung für die Wissens-
gesellschaft“

www.iab.de
Studie „Ungebrochener Trend in die
Wissensgesellschaft“

www.theworkfoundation.com
EU-Studie „Exploiting Europe’s
Knowledge Potential:
Good Work or Could Do Better“

*Für den Inhalt der Seiten ist die
Euler Hermes Kreditversicherungs-AG
nicht verantwortlich.

Anhang

In der Reihe „Wirtschaft Konkret“ sind außerdem erschienen:

Schutz vor Forderungsausfall

- | | |
|-----------------|--|
| Nr. 100 | Liefern unter Vorbehalt – Wie Unternehmen ihre Eigentumsrechte durchsetzen können |
| Nr. 103* | Vertrauen durch Transparenz – Internationale Standards der Rechnungslegung |
| Nr. 104* | Im sicheren Hafen – Die richtige Finanzierung für hohe Risiken im Auslandsgeschäft |
| Nr. 105 | Auf der sicheren Seite – Der richtige Schutz vor Forderungsausfall und seinen Folgen |

Avale

- | | |
|----------------|--|
| Nr. 201 | Sicherheiten im Baugeschäft – Wie sich Auftraggeber gegen Ausfälle und Mängel schützen |
|----------------|--|

Schutz vor Veruntreuung

- | | |
|-----------------|--|
| Nr. 301* | Ein sicheres Netz – Computerrisiken sind Chefsache |
| Nr. 302 | Gewappnet für den Ernstfall – Rechtzeitige Vorsorge ist ein guter Schutz gegen Vertrauensschäden |

Allgemeine Themen

- | | |
|-----------------|---|
| Nr. 401 | Zensuren für die Firma – Rating setzt sich auch in Deutschland durch |
| Nr. 404 | Erfolgreich neue Märkte erobern – Worauf es bei der Expansion ins Ausland wirklich ankommt |
| Nr. 412* | Wissen richtig managen – Das Know-how der Mitarbeiter ist das Kapital für künftigen Erfolg |
| Nr. 414 | Ursachen von Insolvenzen – Gründe für Unternehmensinsolvenzen aus der Sicht von Insolvenzverwaltern |
| Nr. 416 | Fair Trade und Umwelt – Handel(n) ohne Grenzen |
| Nr. 417 | Die Zukunft Deutschlands – Bildung und Demografie im Wandel |
| Nr. 418 | Rettung aus der Insolvenz – Chancen, Barrieren und die besondere Rolle von Private Equity |

* Nur im Internet abrufbar.

Diese Broschüren liegen als Druckstücke nur unter Vorbehalt vor. Zu beziehen über Euler Hermes Kreditversicherungs-AG, Hamburg. Alle Ausgaben sind auch im Internet verfügbar unter www.wirtschaft-konkret.de

Euler Hermes
Kreditversicherungs-AG
Friedensallee 254
22746 Hamburg
Tel. + 49 (0) 40/88 34-0
Fax + 49 (0) 40/88 34-77 44
info.de@eulerhermes.com
www.eulerhermes.de

Sie finden uns ganz in Ihrer Nähe

Hauptverwaltung

22763 Hamburg
Friedensallee 254
Postanschrift
22746 Hamburg
Tel. +49 (0) 40/88 34-0
Fax +49 (0) 40/88 34-77 44
info.de@eulerhermes.com

Niederlassungen und Geschäftsstellen

12435 Berlin
An den Treptowers 1
Tel. +49 (0) 30/20 28 43-00
Fax +49 (0) 30/20 28 43-01
nl.berlin@eulerhermes.com

33602 Bielefeld
Zimmerstraße 8
Tel. +49 (0) 5 21/9 64 56-0
Fax +49 (0) 5 21/9 64 56-50
gs.bielefeld@eulerhermes.com

28195 Bremen
Martinistraße 34
Tel. +49 (0) 4 21/1 65 97-0
Fax +49 (0) 4 21/1 65 97-49
gs.bremen@eulerhermes.com

44137 Dortmund
Westfalen-Center
Lindemannstraße 79
Tel. +49 (0) 2 31/1 82 99-0
Fax +49 (0) 2 31/1 82 99-99
gs.dortmund@eulerhermes.com

01129 Dresden
Riesaer Straße 5
Tel. +49 (0) 3 51/8 53 77-0
Fax +49 (0) 3 51/8 53 77-10
gs.dresden@eulerhermes.com

40472 Düsseldorf
Kanzlerstraße 4
Tel. +49 (0) 2 11/9 65 76-0
Fax +49 (0) 2 11/9 65 76-99
gs.duesseldorf@eulerhermes.com

60311 Frankfurt
Große Gallusstraße 1–7
Tel. +49 (0) 69/13 48-0
Fax +49 (0) 69/13 48-1 70
nl.frankfurt@eulerhermes.com

79100 Freiburg
Rehlingstraße 6e
Tel. +49 (0) 7 61/4 00 79-0
Fax +49 (0) 7 61/4 00 79-50
gs.freiburg@eulerhermes.com

20251 Hamburg
Straßenbahnring 11
Tel. +49 (0) 40/2 36 36-0
Fax +49 (0) 40/2 36 36-1 66
nl.hamburg@eulerhermes.com

30159 Hannover
Georgstraße 36
Tel. +49 (0) 5 11/3 64 01-0
Fax +49 (0) 5 11/3 64 01-70
nl.hannover@eulerhermes.com

50672 Köln
Hohenzollernring 31–35
Tel. +49 (0) 2 21/9 20 60-0
Fax +49 (0) 2 21/9 20 60-1 59
nl.koeln@eulerhermes.com

04157 Leipzig
Landsberger Straße 23
Tel. +49 (0) 3 41/9 08 23-0
Fax +49 (0) 3 41/9 08 23-10
gs.leipzig@eulerhermes.com

68259 Mannheim
Hauptstraße 161
Tel. +49 (0) 6 21/1 29 05-0
Fax +49 (0) 6 21/1 29 05-99
gs.mannheim@eulerhermes.com

80339 München
Ridlerstraße 35
Tel. +49 (0) 89/5 43 09-0
Fax +49 (0) 89/5 43 09-1 66
nl.muenchen@eulerhermes.com

90429 Nürnberg
Spittlertorgraben 3
Tel. +49 (0) 9 11/2 44 05-0
Fax +49 (0) 9 11/2 44 05-30
gs.nuernberg@eulerhermes.com

66111 Saarbrücken
Bahnhofstraße 80
Tel. +49 (0) 6 81/3 89 96-0
Fax +49 (0) 6 81/3 89 96-99
gs.mannheim@eulerhermes.com

70597 Stuttgart
Löffelstraße 44
Tel. +49 (0) 7 11/9 00 49-0
Fax +49 (0) 7 11/9 00 49-70
nl.stuttgart@eulerhermes.com

Exportkreditgarantien des Bundes Büro Berlin

10117 Berlin
Friedrichstadt-Passagen
Quartier 205
Friedrichstraße 69
Tel. +49 (0) 30/20 94-53 10
Fax +49 (0) 30/20 94-53 30
aga-berlin@eulerhermes.com